

nen, sozialer und ritueller Ort“ (S. 53 ff.), „WAS? Repertoires, Identität, Herkunft, Gattung, Überlieferung“ (S. 59 ff.), „WER? ‚Stimmen des Volkes‘, Lied und Gemeinschaft, Liedsänger und Liedbesitzer“ (S. 64 ff.) und „WIE? Dichten, Singen und Kontrafaktur – Singen und Spielen“ (S. 71 ff.) findet das spätmittelalterliche Lied seinen lebendigen Platz im musikalischen Alltag des 15. Jahrhunderts.

2. Lüttkes „14. iuni. principium posui artis musicae“ – Die musikalische Ausbildung des Kaufmannssohns Philipp Hainhofer“ beschreibt unter detaillierter Auswertung des Itinerars des Augsburger Hainhofer – „Manual“ genannt – die musikalische Schulung, die er hauptsächlich auf seinen Reisen nach Italien (Padua, Venedig, Siena und Neapel), Köln und Amsterdam genoss. Musik und Tanz gehörten im 16. Jahrhundert zu einer angemessenen Ausbildung junger Herren (S. 168).

Entscheidende musikalische Zeugnisse dieser Ausbildung sind Hainhofers zwei Lautenbücher (D-W, Cod. Guelf. 18.7. Aug. 2° und 18.8. Aug. 2°). Allein 25 Stücke darin sind von seinem Lautenlehrer in Padua, Nicolo Legname. Da Hainhofer nur ein halbes Jahr Unterricht in Legnames privater Musikschule nahm, wurden sie vermutlich als eine Art Lehrplan am Anfang der Unterrichtszeit angelegt.

Eine andere Art der institutionellen Verankerung des Musikunterrichts – eine Lizenzschule Antwerpener Zuschnitts – mit „exportierten“ Lehrern lernte er in Köln kennen (S. 172 ff.).

Die Unterrichtsorte waren jeweils Anlass und Quelle für den Repertoirezuwachs in den Lautenbüchern des Augsburger. Dabei war die eigentliche Zweckbestimmung nicht das Sammeln kunstvoller und fehlerfreier Sätze, sondern das Anlegen einer repräsentativen Sammlung, aus der man dann bei Bedarf und nach Wunsch abschreiben konnte (Musikbörse). Außerdem verdeutlicht Lüttkes die autobiographische Funktion des studentischen Lautenbuches mit seinen Parallelen zu Stammbucheinträgen und zum Schatzhaus („ars memoriae“).

Vereinfacht dargestellt: Hainhofer + ein weiterer Hainhofer + noch ein Hainhofer – „erst dieses gebündelte Wissen kann letztlich zu einer adäquaten Einschätzung [...] des Musiklebens ... führen“ (Schwindt, S. 16). Und Hainhofers Zeitgenossen musizierten täglich

in Süddeutschland – und in Norddeutschland, in England, Polen, Spanien und Mexiko ...
(Februar 2003) Johannes Ring

WALTRAUD GÖTZ: Drei Heiligenoffizien in Reichenauer Überlieferung. Texte und Musik aus dem Nachtragsfaszikel der Handschrift Karlsruhe, BLB Aug. perg. 60. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang Verlag 2002. Teil 1: Darstellungsband. XII, 269 S., Notenbeisp.; Teil 2: Notenband. X, 125 S. (Europäische Hochschulschriften. Reihe XXXVI: Musikwissenschaft. Band 222.)

Die Erforschung von Heiligenoffizien, im Mittelalter allgemein „Historia“ genannt, rückt seit einigen Jahren zunehmend in den Blickpunkt der Choralforschung. Die Arbeit von Waltraud Götz liefert hierzu einen wertvollen Beitrag, mangelt es doch nach wie vor an allgemein zugänglichen Editionen dieser Gattung, zumindest was die Musik angeht.

Vom Kloster Reichenau sind nur wenige mittelalterliche Musikhandschriften erhalten. Eine der bekanntesten ist wohl das Antiphonar Karlsruhe, Badische Landesbibliothek, Aug. perg. 60. Ein Nachtragsfaszikel, gemeinhin auf 1516 datiert, überliefert neben allgemeinen Ergänzungen insbesondere die Stundenliturgien für die Reichenauer Heiligen, die in dem aus Zwiefalten stammenden und deutlich älteren Hauptcorpus naturgemäß nicht enthalten sind. Die Auswahl der Offizien für die Edition ergibt sich aus der Überlieferungssituation, da nur die *Historiae* für Fortunata, Ianuarius und Meinrad notiert sind (für Pirmin und Marcus Ev. sind nur Texte vorhanden).

Der erste Hauptteil der Arbeit ist der Untersuchung der Texte gewidmet. Für jeden der untersuchten Heiligen bringt sie eine übersichtliche und informative Text-Edition, betrachtet sprachliche Gestaltung, Aufbau (Bezug der Eigentexte zu Bibel und passio, Dramaturgische Eigentexte) sowie Textstränge und versucht zuletzt eine Datierung (und Lokalisierung) der Texte. Erfreulicherweise bleibt es nicht bei einer bloßen Analyse und Aneinanderreihung von Fakten, sondern die Autorin schafft es, übergeordnete Aussagen zu treffen und Bezüge zwischen den drei *Historiae* herzustellen bzw. die Unterschiede deutlich und aussagekräftig herauszuarbeiten. Götz bezweifelt

bereits nach ihrer Textanalyse wohl nicht ganz zu Unrecht die seit Anselm Schubiger lange überlieferte These, Abt Bern von Reichenau sei der Urheber des Meinradsoffiziums – dieses Ergebnis wird später durch musikalische Aspekte noch erhärtet.

Die Untersuchung der Musik erfolgt getrennt nach Antiphonen und Responsorien. Nach allgemeinen Betrachtungen zu Aufgabe und Disposition der Antiphonen im Offizium folgt eine kurze Überlegung zum Ambitus. Eher breiten Raum nimmt eine gut gegliederte und detaillierte Betrachtung über musikalischen Formeln ein, die vielleicht etwas mehr auf das untersuchte Material eingehen könnte. Eine Betrachtung zu „Form und Gestaltung“ schließt die Untersuchung der Antiphonen ab.

Bei den Responsorien gibt Waltraud Götz eine kurze Einleitung über das Offiziums-Responsorium an sich. Systematisch behandelt sie dann die Vertonung der Responsorienverse, Gestaltung der Responsa und den Zusammenhang zwischen Responsum und Vers. Gelungen und aussagekräftig: die Zusammenfassung zum Kapitel Responsorien.

Was der Untertitel der Arbeit nicht vermuten lässt – es folgt eine sehr ausführliche Untersuchung zur Überlieferung der Offizien für Ianuarius und Meinrad in Einsiedler und Rheinauer Quellen (das Fortunata-Offizium ist ausschließlich in Aug. perg. 60 überliefert). Nach dem Schema Antiphonen – Responsorien – Vergleich mit Aug. 60 beschreibt Götz sehr detailliert diese Überlieferung getrennt für beide Heilige. Dabei kommt sie zu dem Schluss, dass die Reichenauer Offizien gängigem Standard zuzuweisen sind, signifikante Unterschiede aber eine gewisse Eigenständigkeit des Repertoires zeigen.

Ein umfangreicher Anhang bringt u. a. die Texte des Fortunata-Kultes und der Historia de S. Pirminio sowie einige Tabellen.

Sehr wertvoll für die weitere Beschäftigung mit Heiligenoffizien ist insbesondere der gesonderte Notenband. Für Ianuarius und Meinrad bringt Götz in paralleler Übertragung auch die Überlieferungen aus Rheinau und Einsiedeln. Die Edition ist ausgezeichnet gemacht, insbesondere die Wiedergabe der Neumenfassungen ist gelegentlich sehr erhellend. Allenfalls die gewählte Notation könnte etwas stören – der Versuch, Hufnagel-Notation mit

rhombischen Notenköpfen und seitlich ange-setzten Hälsen wiederzugeben, hätte meines Erachtens nicht sein müssen – warum nicht konsequent in moderner Notation?

Zusammenfassend: Die Arbeit bringt in erfreulicher Kompaktheit eine gute Edition und solide gemachte, aussagekräftige Analysen zu einer noch wenig erforschten Gattung des liturgischen Gesangs im Mittelalter.

(Oktober 2003)

Klaus Thomayer

PHILIPPE CANGUILHEM: „Fronimo“ de Vincenzo Galilei. Paris/Tours: Minerve 2001. 235 S., Notenbeisp. (Centre d'Études Supérieures de la Renaissance. Collection „Épitome musical“.)

Die Annahme, dass ein bestimmtes Thema „Desiderat der Forschung“ sei, ist vielleicht inzwischen zu einem abgenützten Topos wissenschaftlicher Publikationen geworden. Selten hat sie jedoch so gut wie zu Vincenzo Galileis *Il Fronimo* gepasst. Canguilhems Monographie füllt in der Tat eine gravierende Lücke aus, die um so problematischer war, als andere Schriften Galileis wie der *Dialogo della musica antica et della moderna* (1581) bereits auf eine reiche Forschungsgeschichte zurückblicken konnten. Der spezielle Charakter des Buchs als Lehre für die Lautenintavolierung hat vielleicht in einer sich in den letzten Jahrzehnten primär auf das Phänomen der Vokalmusik konzentrierenden Renaissance-Forschung für dessen Vernachlässigung gesorgt. Es ist aus diesem Grund erfreulich, dass die vorliegende Monographie – die überarbeitete Fassung einer 1994 an der Universität Tours vorgelegten Dissertation – diesen Forschungsrückstand so befriedigend aufarbeitet.

Abgesehen von der endlich geklärten Datierung der ersten Ausgabe, die zwei Jahresangaben (1568–1569) trägt, bringt das erste Kapitel über die Biographie Galileis und die Veröffentlichungen beider Ausgaben des Traktates zwar nicht wesentlich neue Erkenntnisse, es legt jedoch auf der Basis der Sekundärliteratur die Grundlagen für den historischen Hintergrund des Traktates. Das zweite Kapitel widmet sich der zentralen Frage der Schrift, nämlich der nach der Intavolierung von Vokalmusik. Canguilhem kommt das Verdienst zu, Galileis etwas unordentliche, oft unklare Vorgehensweise